

sprach von *Cäsar*, von dem er behauptete, daß er der größte Mann der Weltgeschichte gewesen wäre, wenn er nicht einen, aber völlig unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Wieland dachte vergeblich nach, was Napoleon mit diesen Worten meine. Doch ehe er noch die Lippen öffnen konnte, hatte der Kaiser ihm die Frage abgenommen: „Sie wollen ihn wissen, den Fehler? Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte *er sie auf die Seite schaffen müssen*.“

Bei diesen Worten sah Wieland den Kaiser an, er sah das Kinn, die schnellen Augen, die gewaltigen Schädelknochen, und in ihm bildete sich die stille Meinung, daß dieser zweite, vor ihm stehende kaiserliche Feldherr diesen Fehler sich bestimmt nicht zuschulden kommen lassen würde.

Danach kam Napoleon auf die römische Politik zu sprechen, die er begreiflicherweise aufs allerhöchste bewunderte, während die *Griechen* bei ihm nicht viel galten. In ihrer Geschichte wollte er nichts anderes sehen als einen ewigen Kampf zahlreicher kleiner Republiken um Bagatellen. Kunst und Literatur der Griechen, auf die Wieland bescheiden hinwies, schienen ihm gleichgültig zu sein. Nur Homer fand seinen Beifall, wie er überhaupt in der Dichtung jetzt nur die hohe pathetische Form, die ernstesten, gewaltigen Inhalte schätzte. Von allen anderen Gattungen hielt er nichts: sie machten weichlich und schlaff, erklärte er. Von der früheren Begeisterung für den *Werther* des persönlich so stark auf ihn wirkenden anderen Weimarer Dichters war nichts mehr zu spüren. Bei aller Verbindlichkeit des Tons war Napoleon bald wieder in seine imperiale Haltung zurückgeglitten. Wenn er mit Dichtern sprach, so wünschte er durch die Macht seiner Person ihnen vor Augen zu führen, daß er es war, der die ernstesten, gewaltigen Inhalte geliefert hatte, die hohe, pathetische Form wieder möglich machte. Zu Wieland, dem Greis, der nichts als seine wohlverdiente, patriarchalische Ruhe auskosten wollte, sprach er freilich platonisch, fortgerissen von seiner Natur, die wirken mußte um jeden Preis. Goethe, den Mann, der ihn zur Bewunderung hinriß, wünschte er nicht nur mit Reden an sich zu fesseln.

Ein Phänomen aus einer anderen Welt, beziehungslos, stand Napoleon vor beiden. Bei Wieland hatte er keine Ahnung, daß jedes seiner kritischen Dekrete dem sanft ironischen Dichter der Zaubermärchen, der humanen Erziehungsromane derbe Ohrfeigen versetzte. Wieland quittierte mit freundlichem Lächeln, konstatierte, daß der Kaiser auch nicht die Spur eines Gemüts besitze und zu einem Denkmal aus Bronze vor ihm erstarrte.

Als das Gespräch abbog, kam Wieland dazu, dem Herrscher eine Frage vorzulegen, eine höchst bezeichnende, offene Frage, die den völlig unzeremoniellen Charakter der freilich recht einseitig geführten Unterredung deutlich beweist. Wieland erkundigte sich nämlich beim Kaiser, warum er denn bei der Reform des Kultus in Frankreich nicht philosophischer, dem Geist der Zeit angemessener vorgegangen sei. Napoleons Antwort darauf ist wundervoll: „Ja, mein lieber Wieland, für *Philosophen* ist der Kultus auch nicht gemacht. Denn die Philosophen glauben weder an mich noch an meinen Kultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug tun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein.“